

Der Ministerpräsident, so müsste sie beginnen, hat zum Zweck der Erhaltung seiner gefährdeten Macht versucht, seinen Kontrahenten, dem man gute Chancen einräumte, als Politiker und als Mensch zu vernichten. Das ist ihm nicht nur misslungen, es ist auch ruchbar geworden. Von diesem Augenblick an hat der – bald ehemalige – Ministerpräsident sich an seine Handlungen zwar noch erinnern, aber er hat nicht mehr an sie glauben können. Er war überzeugt, so sein Bruder, dass gegen ihn eine Verschwörung lief. Nicht neu ist, dass Menschen, die die Welt nicht mehr verstehen, weil sie plötzlich das Glück verlassen hat, gern auf Verschwörungsmythen zurückgreifen. Uwe Barschel hat seinem Bruder am Telefon noch angekündigt, bald werde man Zusammenhänge erfahren, *von denen keiner geträumt hat*. Dazu ist es dann aber nicht mehr gekommen, vermutlich deshalb nicht, weil es diese Zusammenhänge nicht gegeben hat, weil allein Uwe Barschel von ihnen geträumt hat.

Später hat sich jedoch herausgestellt, dass die Geschichte auf diese Weise nicht auserzählt ist und vermutlich auch nicht mehr zu Ende erzählt werden kann. »Sie wissen sicher«, sagte ich zu Dr. Meissner, »dass die Suizidversion inzwischen stark in Zweifel gezogen worden ist, weil zum Beispiel die Flasche Rotwein, die der Kellner auf Barschels Zimmer gebracht hatte, nicht mehr da war. Und es ist wohl kaum anzunehmen, dass die Herren vom *Stern* sie ausgetrunken und dann entsorgt haben.«

Also wurde die Mordthese, die die Familie früh ins Spiel gebracht hatte, wieder plausibler. Barschels Frau Freya kam ja aus dem Geschlecht derer von Bismarck, da ist die heroischere Version schon passender als ein Suizid. Schließlich kam dann auch die – nicht unwahrscheinliche – Version auf, Barschel habe einen Sterbehelfer gehabt, der ihn dabei unterstützte, das Ganze als Mord zu inszenieren, indem er die Flasche entsorgte und die Aufzeichnungen über Herrn Roloff gut sichtbar placierte. Kann ich mir vorstellen, wird man aber auch nicht mehr aufklären können. Man wird überhaupt nichts mehr aufklären.

Es ist aber nicht so sehr das Unaufgeklärte, das mich fasziniert, und auch nicht die besonders mysteriöse Rolle, die mein Familienname darin spielt, der schließlich alles andere als selten ist. Aber je länger die so genannte Barschel-Affäre dauerte, vor allem dann auch mit diesem Ende, desto stolzer wurde ich. Endlich, habe ich damals gedacht, endlich kommen wir auch mal ans Weltniveau ran. Eine richtig düstere Politaffäre, zwar kein Watergate und kein Mord an Olof Palme, sondern nur der Ministerpräsident einer bundesrepublikanischen Provinz, aber immerhin. Und dann noch diese Stasi-Spekulationen und der Waffenhandel und so weiter.

I shouted out Who killed the Kennedys?

*Well, after all, it was you and me.**

2 Als ich von Barschels Tod erfuhr, saß ich auf einem weißen Metallhocker von etwa ein Meter zwanzig Sitzhöhe, dessen Sitzfläche die Form eines durchschnittlichen Hinterns getreu nachbildete und den ich in einem Geschäft auf der

Luxemburger Straße erworben hatte, vor einem in der Wand befestigten Brett, auf dem mein kleines Frühstück stand, vielleicht ein Milchkaffee, Croissants und Marmelade, obwohl die Szenerie mit dem Hocker und dem Brett eher amerikanisch war als französisch, *American Diner* eben. Pancakes wären vielleicht angemessener gewesen. Ich wohnte damals mit meiner Freundin zusammen im Agnesviertel, und die Freundin war schon zur Arbeit gefahren, während ich damals nicht arbeitete. Ich faltete die Zeitung auseinander und las die Schlagzeile *Uwe Barschel tot aufgefunden*. Es war ein Montag; am Tag davor, einem schönen Herbstsonntag, hatten wir noch eine Wanderung im Ahrtal gemacht und waren dabei unter anderem am *Ausweichsitz der Verfassungsorgane des Bundes im Krisen- und Verteidigungsfall* vorbeigekommen, landläufig bekannt als *Atombunker* oder *Regierungsbunker*, ein typisches Produkt des Kalten Krieges seligen Angedenkens, damals noch in voll funktionsfähiger Wartstellung. Dann hatten wir in einem Restaurant, nein, sagen wir eher, einem Wirtshaus, einen leichten Abendimbiss genommen und waren zurück nach Hause gefahren, nach Köln. Inzwischen war in Genf ein Krisenfall ganz anderer Art eingetreten, wie ich dann aus der Zeitung erfuhr.

Auch ich war im ersten Moment schockiert, als ich die Schlagzeile las. Doch je mehr man Näheres erfuhr, inklusive der Spekulationen, die sich darum rankten, desto mehr dachte ich: Jetzt haben wir auch endlich einen Politskandal von veritablem Ausmaß. Die Amis hatten Watergate, die Briten zehn Jahre vorher die so genannte Profumo-Affäre mit der faszinierenden Christine Keeler, in Frankreich gab es die Marković-Affäre und in Italien schon in den Fünfzigern die Affäre Wilma Montesi. So etwas hatten wir bis zu Barschel nicht, trotz Franz Josef Strauß und anderen Figuren. Sicher gab es vorher schon die Nitribitt, aber das war kein Politskandal, sondern einer aus der Wirtschaftswunderwelt, in der ich noch ein Kind war, gerade erst neun; immerhin lernte ich aber aus der yellow press damals das Wort *Lebedame*, weil das Wort *Edelhure* oder gar *Luxusnutte* zu dieser Zeit selbst in diesen Blättern noch nicht druckbar war. Aufgewacht bin ich aber nie mit der Nitribitt, nur ein- oder zweimal eingeschlafen, aber das war nicht im Labor. Vielleicht kam sie auch mal in einem Traum vor, vielleicht hat sie damals die Roros abgelöst, obwohl die schwarzlockig waren, während die Nitribitt wohl blond war, zumindest im Kino, in den Filmen mit Nadja Tiller, mit Belinda Lee und mit Nina Hoss.*

Die Roros waren der standardisierte Albtraum meiner Kindheit. Jetzt sind wir doch kurz bei den Träumen. Dr. Meissner hat das auch nicht ausdrücklich untersagt; nur liegt das Hauptgewicht seiner Untersuchung auf dem Übergangsraum zwischen Schlaf und Wachen. Wir führen alle täglich ein Schlaftagebuch, nicht nur, wenn wir hier übernachten, auch zu Hause oder anderswo unterwegs. Dr. Meissner möchte gern wissen, ob unsere Assoziationen durch die Laborsituation mitbeeinflusst werden. Das alte Dilemma, man kennt die Frage: Verändert die Beobachtungssituation das zu Beobachtende? Normalerweise würde ich sagen: Natürlich, der Blick des Anderen, aber wenn ich schlafe, spüre ich ihn nicht mehr.

Also die Roros. Eine heikle Angelegenheit. Wie gesagt, mein Kindheitsalbtraum, der Ablauf variierte kaum. Zuerst brachte meine Mutter mich für einige Stunden zu ihnen,

weil sie etwas vorhatte; ich habe nie herausgefunden, was es war. Vielleicht ging sie fremd? Ich wurde gewissermaßen in Verwahrung gegeben. Die Frauen, zu denen sie mich brachte, waren mir aus meinem wachen Leben mehrheitlich durchaus bekannt. Es waren die Freundinnen meiner Mutter, teils Nachbarinnen sogar, die in der Tat überwiegend dunkles Haar hatten, viele mit Dauerwellen oder Naturlocken, alle Ende zwanzig, Anfang dreißig, wie meine Mutter auch. Seidenstrümpfe von *Opal*. Meine Mutter verschwand dann sehr schnell, meistens waren, wenn sie mich abgab, nur wenige Frauen da, danach füllte sich der Raum schnell. Zuerst wurde ich nicht weiter beachtet, saß oder lag in irgendeiner Ecke, die Frauen, die Roros eben – ich weiß nicht, warum ich auf den Namen kam, er war jedoch sofort da, als ich diesen Traum das erste Mal geträumt hatte –, die Roros unterhielten sich untereinander, eine sehr lebhafte Szenerie war das immer, die mir zunehmend Angst einjagte, je länger das dauerte, im Traum erschien es mir wie Stunden. Erstens Angst, dass meine Mutter nie mehr wiederkam, worauf auch manche Bemerkungen der Roros hindeuteten, die ihre Aufmerksamkeit nun mehr und mehr mir zuwandten, und das war die zweite Angst, denn sie kamen dann immer näher in ihrer massiven Schwarzlockigkeit und begannen mich zu bedrängen, zu betatschen, sich über mich zu beugen, als wollten sie mich verschlingen. Überrollen auch, vielleicht daher der Name Roros. Ich wachte dann entweder an dieser Stelle auf oder erst, wenn kurz vor dem Verschlungenwerden meine Mutter zurückkam, um mich abzuholen, und fragte, ob ich mich anständig benommen hätte. Alles in Ordnung, Marieche, sagten die Roros dann, braver Junge, mach dir keine Sorgen. Sie *lachten* immer, wenn sie das sagten. Dann nahm meine Mutter mich mit, ein paar Schritte draußen gehörten noch zum Traum, ich ging neben meiner Mutter, die kein Wort mit mir sprach, dann erwachte ich bei dieser Variante. Der Traum variierte wirklich nur im Zeitpunkt des Aufwachens, davor lief immer alles unerbittlich gleich ab. Irgendwann träumte ich ihn nicht mehr, da war ich vielleicht acht oder neun.

Dr. Meissner hat dieser Traum übrigens nicht besonders interessiert. »Das sollen andere analysieren«, hat er gesagt, »das ist nicht mein Metier.«

»Das muss keiner analysieren«, habe ich geantwortet, »das ist meine Privatsache. Das analysiere ich selbst, dazu brauche ich gerade mal fünf Minuten.«

Mein Gedächtnis dagegen, so viel habe ich in den letzten anderthalb Jahren gelernt, ist keineswegs meine Privatsache, so wenig wie die leergefegten Straßen, als ich heute Morgen einkaufen ging. Hinterm Küchenfenster sind die Gleise vom und zum Hauptbahnhof leerer als sonst, und die Erschütterungen der ein- und ausfahrenden Züge sind deutlich weniger geworden. Das Haus zittert nicht mehr. Wer weiß, wann der endgültige Stillstand kommt.

Mein Gedächtnis, so habe ich weiter gelernt,* meine Fähigkeit, mich zu erinnern, funktioniert nur, weil ich meine Erinnerungen mit vielen anderen teile, die *damals* in einem ähnlichen Milieu, einer ähnlichen sozialen Gruppe, womöglich am selben Ort oder in derselben Arbeitswelt gelebt haben wie ich. Meine Träume sagen nur mir etwas,

und meistens ist nicht einmal das der Fall. Aber dass ich auf diesem Hocker saß und von Barschels Tod erfuhr, dass ich im Agnesviertel wohnte, einem schönen Altbauviertel im Norden der Kölner Innenstadt, dass ich nicht arbeitete –

Warum arbeitete ich damals nicht? Ich erinnere mich, ich hatte gerade mal wieder aufgehört. Eher unterbrochen, würde ich sagen. Auf Honorarbasis und auch immer wieder fest angestellt unterrichtete ich über viele Jahre, aber eben mit Unterbrechungen, an einer Sprachschule für Deutsch als Fremdsprache, mit ganz unterschiedlichen Klientelen und mit Gruppen, die ganz unterschiedliche Voraussetzungen hatten. Bevor das anging, hatte ich eine Weile in einer Kneipe namens Oblomow im Kölner Univiertel gearbeitet, die sich nicht lange gehalten hat und keineswegs so erfolgreich war wie ihr Bochumer Namensvetter. Ich könnte nicht mal mehr genau sagen, wo die war, nicht weit vom Luxor jedenfalls. Ich habe auch im Supermarkt Regale aufgefüllt, als Auslieferungsfahrer für eine Feinkostfirma gearbeitet und war eine Weile Hilfskraft in einer Großgärtnerei, das Letzte war aber nichts für mich. Taxifahrer bin ich leider nie geworden, das wäre die Krönung gewesen. Das fehlt mir in meiner *Erwerbsbiografie*, die zweifellos *gebrochen* ist. *Erwerbsbiografie* ist einer meiner Lieblingsbegriffe, das Wort begeistert mich immer wieder, auch wenn meine eigene dazu geführt hat, dass die Rente nicht reicht.

Damals also – auf dem Hocker vor unserer kleinen Küchenbar – hatte ich Pause. Gerade war ein Kurs zu Ende gegangen mit Sprachanfängern aus Osteuropa, die ich sehr gern unterrichtet hatte, auch wenn es Knochenarbeit war. Den Kurs teilte ich mir halbehalbe mit einem Kollegen, etwa so alt wie ich. Kurz vor Ablauf der sechs Monate begrüßte mich der Kollege im Lehrerzimmer: »Hallo Tulipan!« Verstand ich nicht. »So nennen dich unsere Freunde aus der II a. Ich habe sie gefragt, warum. Grażyna hat gesagt – wörtlich – *Das liegt doch auf der Hand*. Hätte sie vor sechs Monaten so noch nicht sagen können, wir haben also was erreicht. Es war aber nicht ihre Erfindung, der ganze Kurs sieht dich offenbar als Tulpe.«

Niemand wird verstehen, dass dies einer der glücklichsten Momente meines Lebens war, oder man wird das zumindest für eine horrende Übertreibung halten. Ich kenne mich in der Botanik und in der Flora nicht besonders gut aus. Als Kind hatte ich beinahe Angst vor allem, was *Natur* hieß. Aufgewachsen bin ich zwischen Trümmern in der Nähe des Barbarossaplatzes, aber das ist fast egal, von der Stadt war ja ohnehin nichts mehr übrig. Zweihundertzweiundsechzig Bombardierungen, eins Komma fünf Millionen Bomben, deutscher Rekord. Das sei nur mal eben in Richtung Dresden erwähnt, bevor im nächsten Februar wieder die große Opfershow gestartet wird.

Natur kam nur als Wildwuchs zwischen den Schutthaufen vor; manchmal blühte auch etwas, von dem ich nicht wusste, was es war. Aber als ich das erste Mal einen Strauß Tulpen sah, war ich entflammt. Es waren einfache Tulpen, leuchtend rot, Darwin-Tulpen oder vielleicht auch Duc van Thol, wie ich später gelernt habe, und sie waren, als ich sie sah, noch fast ganz geschlossen. Die einfachen Frühen oder einfachen Späten sind mir

nach wie vor die liebsten, ungefüllt, je schlichter, zugleich aber künstlicher, umso besser. Lange Zeit dachte ich, die Tulpe sei eine holländische Erfindung; dass sie wild in vielen Variationen vor allem in Zentralasien wächst, dass sie ursprünglich aus dem Orient kommt, wusste ich damals nicht, und es interessiert mich auch heute nicht.

*O Wildnis, o Schutz vor ihr**

Was mich dagegen faszinierte, als ich vor dreißig Jahren erstmals etwas darüber las, war die Tatsache, dass die Tulpe in den Vereinigten Provinzen der Niederlande Mitte der Dreißigerjahre des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr ihrer konkreten Form entkleidet und zum Wertpapier, ja sogar zum Derivat wurde, wie man heute sagen würde. Dass am Ende des *Tulpenwahns* nicht einmal mehr eine einzelne Tulpenzwiebel gegen Wahnsinnssummen und gegen Haus und Hof eingetauscht wurde, in der Hoffnung auf die unendliche Wertsteigerung, sondern am Ende nur noch der *Zwiebelname*. Welch ein kühner Vorgriff auf die Finanzmoderne! Die unendliche Wertsteigerung fand nicht statt, so wie sie nie stattfindet, denn schon ab 1635 begannen die Kurse zu stagnieren, und im Winter 1637 kam der große Crash. Da die Tulpenmanie klassenübergreifend alle besessen gemacht hatte, wurden Reiche und Arme gleichermaßen ruiniert. Zum Goldenen Zeitalter, dem *Gouden Eeuw*, gehörte wohl zwangsläufig auch die Phantasie an der Macht, also der Irrsinn.

Dr. Meissner war amüsiert, als ich ihm eines Tages von meiner Liebe zur Tulpe erzählte und dann sagte: »Wenn ich einschlafe, schließe ich mich wie eine Tulpe, die man nachts nach draußen stellt, ins Kühle.«

»Sie schlafen also gewissermaßen einen Tulpenschlaf«, sagte er und brachte es auf den Punkt.

3 **Es blieb nicht** bei Barschel und beim siebzehnten Juni, es folgte auch bald der *Bonner Hofgarten*. Nicht der von 1981, da war ich noch nicht dabei, sondern der von 1983. Da war ich eigentlich auch nicht richtig dabei, nicht mit meiner ganzen Person. Heute würde ich sagen, ich wohnte zu nah dran, um zu schwänzen, eine halbe Stunde Zugfahrt ist einfach keine gute Ausrede. Ich hatte ein bisschen in einer Friedensgruppe mitgearbeitet, die von Dekapisten dominiert wurde, und den Dekapisten habe ich eigentlich immer misstraut. Falsches Wort. Ich habe ihnen nicht misstraut, es ging nicht um ideologische Fragen, ich kam mit ihrem Ernst nicht zurecht und ihrer Biederkeit. Es gab ein, zwei Ausnahmen, aber die waren nicht in dieser Gruppe, die kannte ich aus dem Chlodwig-Eck von der Theke. Also, dachte ich damals, ich gehe jetzt noch auf diese Demo, und das war es dann aber mit der Friedensarbeit, dann steige ich aus.

Goldener Oktober, ohne Einschränkungen. Auf dem Weg vom Bonner Hauptbahnhof zum Hofgarten vorbei an einem McDonald's, gleich kam aus der Menge der Zweizeiler *Neuer Job für Ronald / Kellner bei McDonald's!*, der schon inhaltlich verunglückt war, weil es bei McDoof keine Kellner gibt. Von der Kundgebung selbst erinnere ich mich